

Arzt und Christ

Vierteljahresschrift für
medizinisch-ethische Grundsatzfragen

27. Jahrgang 1981, Heft 1

Glaube am Krankenbett

Johannes B. Torello Glauben am Krankenbett

Walter Kirchschräger Leid und Krankheit in der
neutestamentlichen Verkündigung

Hans Schaefer Heilen und Heil

Maria Assumpta
Hönmann Die Regula Sancti Benedicti im
Kommentar der heiligen Hildegard von Bingen

Tagungsberichte / Aus Zeitschriften /
Wir haben für Sie gelesen / Aus dem Leben erzählt /
Diskussion / Nachrichten

Johannes B. Torello:

GLAUBEN AM KRANKENBETT

Sosias, der Diener des Amphitryon, begegnet dem göttlichen Merkur vor der Tür des Hauses seines Herrn. Der Gott erscheint in der Gestalt gerade desselben Sosias, und das bringt diesen in große Verwirrung, ja bis zu einer totalen Identitätskrise. Da er aber sich nicht überzeugen läßt und das eigene Ich vor den Behauptungen Merkurs retten will, wird er vom Gott wild geschlagen, so daß er gezwungen wird zu erklären: „Vielleicht bin ich tatsächlich nicht ich. Wer bin ich dann aber? Bin ich überhaupt oder bin ich ein Alptraum der Natur? Eines weiß ich jedoch mit Sicherheit, und zwar daß ich leide!“ Älter und weiser als Descartes deckt Sosias das eigene, reale Ich auf, nicht über den Weg rationaler Gewißheit, sondern über den Weg des Leidens.

Was gäbe es Persönlicheres als das Leiden? Es nagt am Kern des Daseins, und aus diesem bekommt es seine Einmaligkeit und Einzigartigkeit. Daher ist jedes Leiden nicht mitteilbar. Vergeblich bemüht man sich, die eigenen Schmerzen dem anderen mitzuteilen, zu erklären: man leidet immer völlig allein, und das Leiden läßt, wie kaum andere Erlebnisse, die grundsätzliche Unzugänglichkeit, Unsagbarkeit, ja Einsamkeit der Person erfahren! Und dieses Erlebnis des Unzugänglichen, tiefst Persönlichen erschüttert auch den Beobachter, den liebenden, den willigen Helfer, welcher sich eben darum von jedem Leidenden sogar irgendwie bedroht fühlt. Denn Leidende sind immer überfragte Menschen, die sich vor dem eigenen Rätsel völlig verlassen empfinden: „Wer bin ich, daß ich so sehr leiden muß? Wer bin ich, daß ich weder Vergangenheit noch Zukunft bewältigen kann? Was bin ich, daß ich trotz Wissen und Erfahrung nach dem Sinn und dem Gehalt meines Lebens überhaupt weiter fragen muß?“ Und der Helfer muß sich ins Meer des Daseins hineinwerfen, wo die Routen im Nu verschwinden, in diesen Urwald persönlicher Biographie hineinschicken, wo keine Markierung den Wanderer sichert. O ja, wir verfügen über eine gewisse Gelehrtheit, über Forschungen, Umfragen und Statistiken, wir schleifen die Kanten und Spitzen des Einmaligen ab, um dem Allgemeinvertrauten (Krankheitsbild, psychologischem Profil usw.) überall ohne Staunen begegnen zu können. Aber . . . , nach fünf Minuten echten Gesprächs bist du entweder ein Mitleidender, ein verschwitzter Mitschwimmer, ein kühner und gleichzeitig bedrückter Mitsuchender oder ein ahnungslos schlamperter Schuster!

Weder der Leidende noch ich sind fertige, geschlossene Monaden, bestenfalls mit Fenstern verziert, von denen aus wir uns miteinander und nur ungefähr unterhalten können, wenigstens durch Gebärden und abgenutzte Worte. Wir kommunizieren allein beim Mitschwimmen, beim Mitfragen, als Mitleidender am selben Überfragt-Sein. Was ist der Mensch in seiner Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit, daß alle Wissenschaften, die in den Grund seines Wesens schnüffeln wollen, doch nur einen Aspekt desselben aufzudecken vermögen, der aber niemals – und nicht einmal mit den andren zusammen – identifiziert werden kann mit dem Ich, das da „ich leide!“ schreit? Naturwissenschaften können, ihrem Wesen gemäß, nur rechnen und messen, und darum entgeht ihnen gerade das Menschlichste am Menschen: die Bedeutsamkeiten, der Sinn, der Wert, die freie Entscheidung, das Vertrauen, die Liebe. Naturwissenschaften müssen immer spezialisierter werden, und was ein Spezialist ist, hat Johann Nestroy treff-

(Vortrag beim Arbeitskreis „Psychische Betreuung Schwerkranker“ der Medizinischen Fakultät Wien, am 20. März 1979.)



lich definiert: „Der Spezialist ist ein Mensch, der immer mehr weiß über immer weniger, so daß er am Ende alles weiß über nichts.“ Und die Humanwissenschaften, die sich von der naturwissenschaftlichen Vergegenständlichung des Menschen befreit haben und daseinsgemäß vorzugehen wußten, beginnen bereits die Selbsttranszendenz des Daseins in den Vordergrund zu rücken, wie es Viktor E. Frankl formuliert hat: „Menschsein heißt schon über sich selbst hinaus sein . . . Menschsein ist in dem Maße gestört, in dem es seine Selbsttranszendenz nicht verwirklicht und auslebt.“ Daher die Ortlosigkeit, die Pascal eindrucksvoll schildert und die jeden, der sich einem realen Menschen nähert, zurückschreckt: „Welche Chimäre ist doch der Mensch! Welch Neu-Unerhörtes, welches Monstrum, welches Chaos, welcher Gegenstand des Widerspruchs, welches Prodigium! Richter aller Dinge, stumpfsinniger Erdenwurm; Treuhänder der Wahrheit und Kloake des Unwissens und des Irrtums, Ehre und Auswurf der Welt . . . Was wird doch aus dem Menschen? Wird er Gott oder dem Tier gleich sein? Welch abschreckender Abstand! Was wird doch aus uns? Wer sieht nicht aus alledem, daß der Mensch ortlos ist, daß er aus seiner Stelle herausgefallen ist, daß er sich ruhelos sucht, daß er sich nicht wiederfinden kann? Und wer wird ihn richtig hinweisen?“ Auf diesem Weg bloß anthropologischer Forschung geht es nicht weiter. Das Bild des Menschen bricht ab, verwirrt es sich. Der Mensch ist etwas, das aus sich selbst nicht verstanden werden kann. „Wer kann in sich eingehen und sich begreifen?“, fragte sich schon Augustinus, und grübelte weiter: „Wer sich sieht, sieht mehr als sich selbst . . .“ Die Notwendigkeit, sich zu übersteigen, eben *das* ist die tiefste Natur des Menschen, dessen Erfüllung nicht in der Entfaltung einer in sich geschlossenen Anlage bestehen kann, sondern darin, daß er sich über sich hinaus in die Liebesgemeinschaft mit Gott ziehen läßt. Jede wirklichkeitsmäßige Anthropologie mündet in der Theologie. So mußte auch Pascal erkennen: „L'homme dépasse l'homme!": „Der Mensch übersteigt den Menschen!“ Und zwar „infinément“, „unendlich!“.

Der Mensch kann sich nicht begreifen, fügte Augustinus hinzu, weil er „Ebenbild Gottes“ ist: er sieht mehr als sich selber, wenn er sich sieht, weil er sieht auch Gott wie in einem Spiegel. „Wer die eigenen Seele sieht und nicht erkennt, daß sie Ebenbild Gottes ist, sieht einen Spiegel, aber noch nicht was der Spiegel wiedergibt, besser gesagt: er erkennt noch nicht, daß die Seele ein Spiegel ist.“

Glaube an den Schöpfergott besagt überall, besonders am Krankenbett, daß Gott Gott ist, nur wenn Er Ursprung, Entwicklung, Leid und Vollendung des einzelnen Geschöpfes anblickt, gestaltet und vollbringt, und zwar kraft Seiner unendlichen freien, schöpferischen Liebe. D. h. Gott sieht uns nicht als Menge. Von Ewigkeit her hat Er mich gemeint, gewollt, nicht als einen Menschen mehr, als ein Kind meiner Eltern, nicht schlechthin als einen weiteren Einwohner oder eine Arbeitskraft meiner Stadt, um am Fortschritt des Jahrhunderts anonym, gesichtslos mitzuwirken, sondern *mich*, persönlich mich, so wie ich bin, das Ich, das mich zu mir selbst macht, das Ich, als das mich die anderen kennen, ein Ich verschieden von jedem anderen, das bisher erschaffen wurde, und von jedem, das noch erschaffen werden soll. Nicht ein Ich-Ideal, sondern dieses konkrete Ich, das wegen seiner Freiheit den eigenen göttlichen Entwurf doch an so vielen Stellen verpatzt hat und verpatzen kann. Ich bin ich kraft dieser Einmaligkeit meiner Beziehung zu Gott, zu meinem Grund und Ursprung, dem Sein aller Seienden. Die Lockerung oder Mißachtung dieser Beziehung – die meine Identität gründet und ausmacht – läßt mich in die Anonymität, in die Namenlosigkeit versinken; die reale Unterbrechung dieser Beziehung, wenn es möglich wäre, würde mich in den

Abgründe
mein Da
Ich bin i
meine ke
einen Pla
sonderes
ches Ich
einmalig
sonst bin
und der
hübsch g
ist Schöp
sind nicht
– das wei
gen – das
ohne Stei
ste Offen
schwinge
kontempl
zen unser
geweile u
Nach da
Geschichte
denn alles
ich jetzt m
diesem Si

Da seit d
schen Ide
entwickel
senschaft
Niedrigste
niedrigun
gen: es gib
erkennen.
chen kann
lautet ein
nommen k
heit wünsch
unbedeute
dem egoze
deshalb sch
ihn doch t

Christlich
gende und
hinein gek
Geschichte
Weltansch

mehr weiß über immer weniger
 manwissenschaften, die sich
 des Menschen befreit haben
 die Selbsttranszendenz des
 r E. Frankl formuliert hat:
 Menschsein ist in dem Maße
 licht und auslebt.“ Daher die
 eden, der sich einem realen
 t doch der Mensch! Welch
 cher Gegenstand des Wider-
 isinniger Erdenwurm; Treu-
 Irrtums, Ehre und Auswurf
 er Gott oder dem Tier gleich
 uns? Wer sieht nicht aus alle-
 erausgefallen ist, daß er sich
 wer wird ihn richtig hinwei-
 geht es nicht weiter. Das Bild
 was, das aus sich selbst nicht
 d sich begreifen?“ fragte sich
 ieht mehr als sich selbst . . .“
 tiefste Natur des Menschen,
 chlossenen Anlage bestehen
 Liebesgemeinschaft mit Gott
 ündet in der Theologie. So
 ne!“: „Der Mensch übersteigt

us hinzu, weil er „Ebenbild
 nt, weil er sieht auch Gott wie
 ht erkennt, daß sie Ebenbild
 piegel wiedergibt, besser ge-
 t.“
 s am Krankenbett, daß Gott
 ollendung des einzelnen Ge-
 ft Seiner unendlichen freien,
 age. Von Ewigkeit her hat Er
 , als ein Kind meiner Eltern,
 ne Arbeitskraft meiner Stadt,
 mitzuwirken, sondern *mich*,
 selbst macht, das Ich, als das
 a anderen, das bisher erschaf-
 soll. Nicht ein Ich-Ideal, son-
 n eigenen göttlichen Entwurf
 n. Ich bin ich kraft dieser Ein-
 und Ursprung, dem Sein aller
 ehung – die meine Identität
 die Namenlosigkeit versinken;
 ilich wäre, würde mich in den

Abgrund des Nichts stürzen. D. h. eine *besondere*, unwiederholbare Liebe begründet mein Dasein, nicht bloß bei dessen Entstehung, sondern Augenblick für Augenblick: Ich bin ich weil Er mich sieht (Augustinus), weil Er mich jetzt liebt! Und daß Er diese meine kontinuierliche Schöpfung nicht aufgibt, heißt, daß ich zu einem Plan gehöre, einen Platz ausfüllen soll, ein Werk zu vollbringen habe . . . und daß all das etwas Besonderes ist, das nur ich in meiner Eigenheit, nur mein einmaliges und unwiderruffliches Ich diese Rolle spielen kann. Ich bin Person, Maske Gottes, die Seine Stimme auf einmalige Weise ertönen lassen will: Ich darf mich von Seinem Antlitz nicht entfernen, sonst bin ich ein dumpfes Stück Pappe ohne Wert und ohne Sinn. Er ist der Verfasser und der Regisseur des Spiels, das ich zu spielen habe. Ich bekomme aber die Rolle hübsch geschrieben nicht im voraus, so daß ich sie lernen kann und später spielen. Er ist Schöpfer immer und überall, stets erfinderisch, unberechenbar. Seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken; Er erfindet meine Rolle „unterwegs“: wichtig, unwichtig – *das* weiß Er allein –, kurz, lang, schlicht, kompliziert, voller Erfolge, Lust oder Versagen – *das* ist nie das Entscheidende. Und Er ist auch der Souffleur, dem ich folgen soll, ohne Steifheiten, frei von Vorurteilen und Ansprüchen, biegsam, verfügbar. Die weiteste Offenheit des Daseins, das Horchen nach innen in restloser Bereitschaft zum Mitschwingen mit dem Herzen dessen, der mich „mit ewiger Liebe liebt“ . . . das ist die kontemplative Seite des Lebens, die der Mensch der Machbarkeit verkennt, den Götzen unseres technischen Zeitalters ausgeliefert hat, und dadurch in die Angst, die Langeweile und die Verzweiflung hineingeraten ist.

Nach diesem Glauben an den Schöpfergott soll ich das Leben, den Leib, die Erde, die Geschichte, die Wissenschaft und die Kunst ohne geckische Erhabenheit bejahen, denn alles – auch Leid und Pein – hat einen Sinn, der mich trägt und prägt – auch wenn ich jetzt mitten in Rätseln wandeln muß. Glaube ist Empfänglichkeit, sich Anvertrauen diesem Sinn, der nie blindes Schicksal ist, sondern bergende, persönliche Liebe.

Da seit der Renaissance und besonders seit der Aufklärung, über den Nebel des deutschen Idealismus, das Hauptgewicht des Denkens auf Gewißheit verlagert wurde, entwickelten sich allerlei „Philosophien des Verdachts“ (Nietzsche) und allerlei Wissenschaften von unbedeutenden Dingen als Enthüllungswissenschaften, die alles vom Niedrigsten her zu interpretieren versuchten, mit der Folge einer beträchtlichen „Erniedrigung des Menschen“ (Gabriel Marcel). Man sollte endlich es klipp und klar sagen: es gibt Dinge, die man mit Gewißheit erkennen kann, die aber sich nicht lohnt zu erkennen. „Der geringste Wissensgrad, der ein Mensch über die höchsten Dinge erreichen kann, ist wertvoller als das sicherste Wissen über Dinge, die unbedeutend sind“, lautet ein Spruch alter griechischer Weisheit, den die christliche Philosophie übernommen hat: Hier wird provokatorisch behauptet, daß das geringste Maß an Gewißheit wünschenswerter ist als das höchste Maß an Gewißheit, wenn dieses höchste Maß unbedeutende Dinge betrifft und das geringste Maß die wirklich Bedeutende. Es ist dem egozentrischen (d. h. weltfremden) Denken des heutigen agnostischen Menschen deshalb schwer, sich dem Glauben (dem dunklen Licht von oben) anzuvertrauen, der ihn doch tatsächlich erhellen, besänftigen und beglücken kann.

Christlich, eigentlich christlich ist aber nur der Glaube daran, daß das göttlich Bergende und Wirklichkeitsbejahende, das Heil überhaupt, in Jesus Christus, in die Welt hinein gekommen ist, und leibgeworden unsere Leiden auf sich genommen hat, in der Geschichte verwurzelt und beheimatet geblieben ist. Christlicher Glaube ist nicht eine Weltanschauung, sondern Annahme des Abstiegs des Göttlichen Heiles, ganz reali-

stisch aufgefaßt, als Ereignis der Erniedrigung des Sohnes Gottes in Sklavengestalt, der da kam zum Dienen und nicht zum Bedient-Werden, als Inkarnation der erlösenden Liebe, die „Sünde geworden ist“, um den Menschen von Sünde und Tod zu befreien. Dieser Glaube ist ein Geschenk, das durch die Taufe den einzelnen ergreift und ihn in Christus eingliedert, so daß der Christ ein anderer Christus ist, also ein Mitleidender mit Ihm zur Rettung des Ich und der Menschheit und der ganzen Welt. Die Identität des Christen, die die Taufe gründet, ist diese Einmaligkeit der Teilnahme am Leben Christi, des Gekreuzigten. Paulus sagt: „Mein Leben ist Christus. Ich lebe, nicht aber ich (isoliert, selbstgenügsam), sondern Christus lebt in mir.“ Er lebt, leibt, leidet und liebt in mir und durch mich. Das erkennt der Christ beim Leiden und durch das Leiden: „Ich erfülle in meinem Leib, was am Leiden Christi noch fehlt.“ D. h.: Ich nehme an der Erlösung der Welt durch Christus teil, an Seinem Kreuz, an Seiner Verlassenheit, an Seinem Tod . . . den Er in Herrlichkeit, in Sieg, in Heil verwandelt hat. *Leiden heißt* im Glauben an das Ärgernis und an die Torheit des Kreuzes Christi, *das Mysterium des Bösen zu überwinden*, durch Teilnahme am Mysterium Caritatis, am Geheimnis der Liebe, die Gott ist und Christus in die Welt brachte. Dabei und dadurch findet der Christ seine wahre Identität und seine höchste Würde: seine einmalige Teilnahme am Werk der Welterlösung.

In bezug auf die Betreuung von Schwerkranken lautet meine These: Da man dabei dem realen Menschen begegnen und helfen will, muß man den Menschen ernstnehmen, d. h. ihm die Tür zur Glaubensbetätigung deutlich zeigen und offen lassen, denn die Krankheit – besonders die Grenzsituationen der schwersten Krankheiten – kann die Selbsttranszendenz des Daseins vorzüglich aufdecken, und zwar als höchste – des öfteren einzige – Chance der Selbstfindung und der Sinnfindung. Sonst bleibt man auf der Oberfläche eines Dienstes und einer Liebe, die das Letzte und das Entscheidende nicht wagen: die Aufklärung über die reale Lage des Patienten, die einzig und allein für die Achtung der Menschenwürde verbürgt.

Einem Leidenden helfen heißt also nicht „fromm lügen“, sondern Übernahme jener „erbarmungslosen Barmherzigkeit Gottes“, worüber Kierkegaard sprach. Denn, nach dem Gleichnis des berühmten Denkers und Gläubigen, „wer hat mehr Liebe, wer ist der gütigere Mensch, der einem Pferd durch einen wehen Peitschenhieb zur letzten Kraft verhilft einen Berg zu erklimmen, oder der aus Sentimentalität diesen Hieb unterläßt, weil er weh tut und das Pferd in den Abgrund stürzen läßt?“ Im Alten wie im Neuen Testament wird man die scheinbar grausame, erbarmungslose Barmherzigkeit gepriesen finden, niemals die an ihre Stelle gesetzte Sentimentalität. Oft konnte ich feststellen, daß die Patienten auf diese Aufklärung gewartet haben, denn sie waren sich ihrer realen Lage sehr bewußt, auch wenn sie und die Verwandten und die Ärzte zusammen „Theater spielten“. Andere Male mußte ich, als Seelsorger und als Arzt, die Tür zur letzten Wirklichkeit – zum Sich-Anvertrauen des Glaubens – öffnen und den Appell an die Freiheit an Schwerkranken richten, jene Freiheit, die Ergebung in den Händen Gottes oder Rebellion zu wählen hat, und die in der letzten Stunde äußerster Fesselung doch Ja oder Nein zu Gott sagen kann. Und da Ablehnung der Wirklichkeit neurotischen Haltungen und Symptomen zugrunde liegt, hilft der bejahende Glaube dem möglichen Gesundungsprozeß oder mindestens dem menschenwürdigen Ableben.

Diese Aufklärung darf nicht als Zumutung abgetan und vermieden werden, denn Zumutung wäre, von allen Menschen Heldeneinstellungen oder -taten zu verlangen,

nicht aber diese Ein-
der besonderen Lie-
Rettung aller. Schwe-
des Sich-Überlassen
Glaube bejaht das Le-
nicht von Manipulat
„manipulieren“ hei-
Ausdruck bringt. Ha-
der jungen Wörter“
jeder manipuliert. W-
gesetzt werden. Wer
Begriffs manipuliere
hockt, zum Sprung g-
verstanden ist. Was d-
lierens zu.“

Ferner hat jeder M-
finden und zu erfülle-
Die Schwierigkeit lie-
vermag den Glauben
stande, die bergende
lichkeit, ohne schulm-
ohne weltfremde Frö-
len zu können – ohne
Treue bis zum äußers-
Gesellschaft von Leid-
ihr Glück mit allen te-
haben die besten Cha-

Ein Blick in die

Univ.-Prof. Dr. Franz
vinzial Dr. P. Alois Kr-
Dr. P. Walbert Bühlm-
chant Johann Koller, C-
Ehen ohne Heirat. Dr.
dem Kranken. Univ.-P-
Schrift“. Dr. Max-P. B-
wart.

Bezugsmöglichkeit:
öS 70.– (Inland), öS 8
(Ausland), alle Preise

Gottes in Sklavengestalt, der Inkarnation der erlösenden Sünde und Tod zu befreien. einzelnen ergreift und ihn in aus ist, also ein Mitleidender anzen Welt. Die Identität des Teilnahme am Leben Christi, Ich lebe, nicht aber ich (iso- lebt, leibt, leidet und liebt in und durch das Leiden: „Ich D. h.: Ich nehme an der Er- Seiner Verlassenheit, an Sei- wandelt hat. *Leiden heißt im Christi, das Mysterium des Bö- is, am Geheimnis der Liebe, durch findet der Christ seine ge Teilnahme am Werk der*

meine These: Da man dabei an den Menschen ernstneh- weigen und offen lassen, denn ersten Krankheiten – kann die ad zwar als höchste – des öfte- ung. Sonst bleibt man auf der und das Entscheidende nicht , die einzig und allein für die

“, sondern Übernahme jener rkegaard sprach. Denn, nach „wer hat mehr Liebe, wer ist en Peitschenhieb zur letzten mentalität diesen Hieb unter- irzen läßt?“ Im Alten wie im armungslose Barmherzigkeit ntimentalität. Oft konnte ich et haben, denn sie waren sich erwandten und die Ärzte zu- s Seelsorger und als Arzt, die s Glaubens – öffnen und den Freiheit, die Ergebung in den der letzten Stunde äußerster a Ablehnung der Wirklichkeit t, hilft der bejahende Glaube em menschenwürdigen Able-

d vermieden werden, denn gen oder -taten zu verlangen,

nicht aber diese Einladung zum Vertrauen und zum Sich-Anvertrauen des Glaubens der besonderen Liebe Gottes zum Einzelnen, der Teilnahme an den Leiden Jesu zur Rettung aller. Schwerstkranke zu dieser Entkrampfung führen, zu dieser Entspannung des Sich-Überlassens, heißt nicht, sie der Hoffnung zu berauben. Ganz im Gegenteil: Glaube bejaht das Leben, den Leib, die Gesundheit so sehr wie Leiden und Tod. Auch nicht von Manipulation darf hier geredet werden. Zunächst einmal weil das Zeitwort „manipulieren“ heikel geworden ist und eine verbreitete Zwangsvorstellung zum Ausdruck bringt. Hans Weigel hat in seinem köstlichen Antiwörterbuch „Die Leiden der jungen Wörter“ geschrieben: „Jeder sagt, daß alle manipulieren. Alle sagen, daß jeder manipuliert. Was unter manipulieren zu verstehen ist, dürfte als bekannt voraus- gesetzt werden. Weniger herumgesprochen hat es sich, daß auch die Verwendung des Begriffs manipulieren als manipulieren zu bezeichnen ist. Das Wort manipulieren hockt, zum Sprung geduckt, und ist sofort überall dort zur Stelle, wo jemand nicht ein- verstanden ist. Was du nicht willst, das man dir tu', dem füge das Odium des Manipu- lierens zu.“

Ferner hat jeder Mensch das Recht und die Pflicht dem Nächsten zu helfen, sich zu finden und zu erfüllen, Fall für Fall anders, aber immer redlich, aufrichtig, verständlich. Die Schwierigkeit liegt bei uns: denn nur Vertrauen erweckt Vertrauen, nur Glaube vermag den Glauben des Nächsten zu beleben, nur wahre, selbstlose Liebe ist im- stande, die bergende, tröstende, erfüllende Liebe Gottes zu übertragen ohne Überheb- lichkeit, ohne schulmeisterliche Gelehrigkeit, ohne feierliches Getue, ohne Geschwätz, ohne weltfremde Frömmerei. Man muß letzten Endes glücklich sein, um das Glück teil- en zu können – ohne zu entmutigen oder zu erniedrigen. Menschen der Pflicht und der Treue bis zum äußersten Selbstopfer sind ein bedeutendes Vorbild mitten in unserer Gesellschaft von Leidflüchtigen und Lustsüchtigen, aber „glückliche Menschen“, die ihr Glück mit allen teilen mögen und darum, eigentlich darum reden und handeln, haben die besten Chancen zu überzeugen und mitzureißen, d. h. wirklich zu helfen.

Ein Blick in die „Theologisch-praktische Quartalschrift“, Heft 1/1981:
 Univ.-Prof. Dr. Franz Zeilinger, CSsR, Die Erfüllung der ganzen Gerechtigkeit. Pro-
 vinzial Dr. P. Alois Kraxner, CSsR, Bekehrung als Weg zu einer neuen Lebensweise.
 Dr. P. Walbert Bühlmann, OFMCap, Kirche und Mission in der Welt von heute. De-
 chant Johann Koller, Charismatische Erneuerung in der Pfarre. Dr. Wilhelm Zauner,
 Ehen ohne Heirat. Dr. P. Peter Bolech, OSCam/DDr. Hans Huber, Das Gespräch mit
 dem Kranken. Univ.-Prof. Dr. Josef Scharbert, Die „Einheitsübersetzung der Heiligen
 Schrift“. Dr. Max-P. Engelmeier, Todesangst und das Todesbewußtsein der Gegen-
 wart.

Bezugsmöglichkeit: ÖÖ. Landesverlag, Landstraße 41, A-4020 Linz. Einzelheft
 öS 70.– (Inland), öS 80.– (Ausland). Jahresabonnement öS 224.– (Inland), öS 270.–
 (Ausland), alle Preise zuzüglich Porto.